

OLAF OBSOMMER

SICK *Life*

**EIN LEBEN
ALS EXTREM-
SPORTLER UND
FILMEMACHER**

LINE

**Meine Abenteuer mit
Kajak und Kamera auf den
Wildwassern der Welt**

**CON
BOOK.**



© Conbook Medien GmbH, Neuss, 2022
Alle Rechte vorbehalten.

www.conbook-verlag.de
www.instagram.com/conbook_verlag
www.facebook.com/conbook

Co-Autorin: Petra Münzel-Kaiser

Lektorat: Kanut Kirches

Einbandgestaltung: Birgit Kohlhaas, kohlhaas-buchgestaltung.de, unter Verwendung von Bildern von Michael Neumann (Cover oben) und Jens Klatt (alle anderen Bilder)

Layout: David Janik

Bildnachweise:

Jens Klatt: [S. 8, 9, 34, 35, 36, 41, 43](#) (obere 3 Fotos), [45, 46, 49](#) (oben & Mitte), [51, 52, 53, 62, 63, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 119, 120, 121, 122, 126, 127, 128, 129, 130, 131, 132, 133, 135, 136, 137, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 158, 159, 161, 162, 164, 166, 167, 170, 171, 172, 175, 179, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 188, 202, 203, 204, 205, 208, 209, 211, 212, 213, 214, 215, 236, 237, 238, 239, 242, 243, 244](#) • Manuel Arnu: [S. 30, 31, 48](#) (unten), [55, 85, 86, 87, 89, 90, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 154, 157](#) • Michael Neumann: [S. 22, 23, 38, 218, 219, 221, 222, 223, 224, 236, 237](#) • Moritz Schäfer: [S. 42](#) (2. von unten) • Markus Beihofer: [S. 26](#) • Erik Boomer: [S. 48](#) (oben & Mitte), [226](#) (unten), [227](#) (Mitte), [228, 229, 230, 231](#) • Darin McQuoid: [S. 47, 49](#) (unten), [216, 225](#) • Liselotte Obsommer: [S. 10, 11, 12, 14, 15](#) • Horst Fürsattel: [S. 24](#) (unten) • Hans Memminger: [S. 24](#) (oben & Mitte) • Holger Machatschek: [S. 25](#) • Stefan Steffel: [S. 40](#) • Florian Zaczek: [S. 43](#) (unten) • Jared Meehan: [S. 73, 74, 75, 76, 77, 79, 80, 81, 83, 83, 84, 125, 138, 141, 142, 144, 145, 146](#) • Tomass Marnics: [S. 143](#) • Olaf Obsommer: [S. 189, 190, 193](#) (rechts), [194](#) (oben & Mitte), [195, 198](#) • Jochen Lettmann: [S. 193](#) (links), [194](#) (unten), [196, 197, 200](#) • Timo Köster: [S. 226](#) (oben) • Philip Baues: [S. 227](#) (oben & unten)

ISBN 978-3-95889-434-1
894341 01 22 7

Die in diesem Buch dargestellten Zusammenhänge, Erlebnisse und Thesen entstammen den Erfahrungen und/oder der Fantasie des Autors und/oder geben seine Sicht der Ereignisse wieder. Etwaige Ähnlichkeiten mit lebenden Personen,

Unternehmen oder Institutionen sowie deren Handlungen und Ansichten sind rein zufällig. Die genannten Fakten wurden mit größtmöglicher Sorgfalt recherchiert, eine Garantie für Richtigkeit und Vollständigkeit können aber weder der Verlag noch der Autor übernehmen. Lesermeinungen gerne an feedback@conbook.de

OLAF OBSOMMER
PETRA MÜNDEL-KAISER

SICK *Life*
LINE

**Meine Abenteuer mit
Kajak und Kamera auf den
Wildwassern der Welt**

**CON
BOOK.**

INHALT

Kein Weg für mich

SICK

Rhein, Wupper, Erft - und dann?
Go Big or go home
Aufbruch zum Flussgott

Life

WG of Legends
adidas SICKLINE
Zucker für die Augen

LINE

Shire, Kitoy, Euphrat – Kompetenz, Leidenschaft und
Timing

Isertoq, Lomsdalen, Ötztaler Ache – Offen und ehrlich

Gođafoss, Ashan, Rio Agua Azul – Stiller Leader

Indus, Cannobino – Post ans Glück

Rio Claro, Tsangpo, Bike2Boat – Frei. Spritzig. Froh.

Stikine, Muksu, Eistobel – Wirklich schlimm ist nicht mal
der Tod.

•

Dein Weg für dich

Danksagung

KEIN WEG *für mich*

»Herr Müller?« Ich hatte mich zu dem zusammengesunkenen Mann im Rollstuhl heruntergebeugt. Er war erst vor kurzem in die Alten- und Pflegeeinrichtung gekommen, in der ich als Altenpflegehelfer arbeitete.

Alt war Herr Müller noch nicht: Gerade mal 62 Jahre, sagte seine Patientenakte. Ein Schlaganfall hatte ihn aus seinem bisherigen Leben gerissen. Er war Geschäftsführer eines großen Unternehmens gewesen – bis zu dem Tag, als es passierte.

Sein Gehirn war deutlich in Mitleidenschaft gezogen. Laufen ging nicht mehr, Sprechen auch nicht so richtig, nur Nuscheln. Seine linke Gesichtshälfte war gelähmt.

Herr Müller hob den Kopf und sah mich aus stumpfen Augen an.

»Ich bringe Sie jetzt zum Duschen«, sagte ich freundlich. »Oder erwarten Sie innerhalb der nächsten Stunde Besuch?«

Er seufzte und schüttelte kaum merklich den Kopf. Herr Müller bekam auffallend wenig Besuch. Seine Familie schien sich nicht wirklich für sein Schicksal zu interessieren.

»So habe ich mir das nicht vorgestellt.« Langsam und undeutlich kamen seine Worte. Spucke lief ihm aus dem linken Mundwinkel. »Ein Leben lang habe ich nur

gearbeitet. Und im Ruhestand wollte ich dann endlich das Leben genießen.«

Eine Träne rann seine linke Wange herunter und vermischte sich mit der Spuckespur.

Stumm und mitfühlend strich ich Herrn Müller über den Arm.

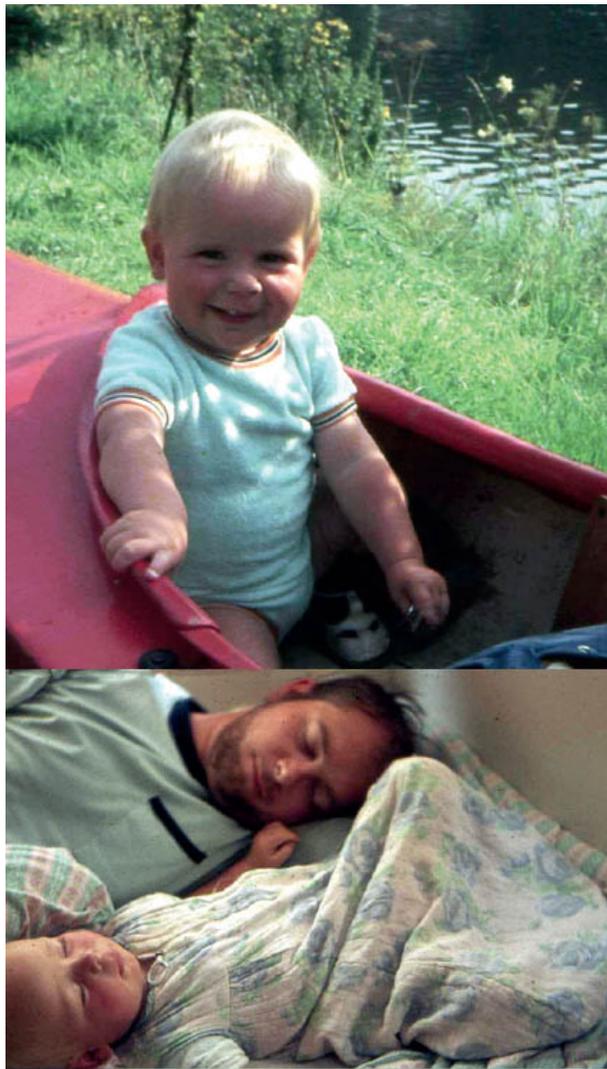
Und während ich ihn in Richtung Badezimmer schob, dachte ich: ›Das ist kein Weg für mich. Ich möchte leben. Jetzt.«

SICK



RHEIN, WUPPER, ERFT - *und dann?*

An meine Anfänge auf dem Wasser erinnere ich mich nicht. Kann ich gar nicht, denn da war ich noch im Bauch meiner Mutter.





Die ersten entspannten Jahre am Beyenburgerstausee: 1971 zum ersten Mal im Boot, danach mit Papa Nikolaus Obsommer eine Runde Knacken.

Sie war im Januar 1970 mit meinem Vater auf dem Rhein beim Wanderpaddeln unterwegs, jeder der beiden in einem Einer-Kajak. Meinen vier Jahre älteren Bruder Lutz hatten sie bei den Großeltern gelassen. Bang war meiner Mutter bei diesem winterlichen Ausflug nicht, auch wenn sie schwanger war: Als westdeutsche Meisterin im Kanurennsport der Jahre 1958/59 saß sie bombensicher im Boot.

Den Leistungssport hatte sie da aber schon aufgegeben. Nur ab und zu war sie noch mit einer Freundin bei Hobby-Rennen im Zweier unterwegs, so zum Spaß. Aber sie hätten es gern gesehen, wenn ihre Kinder auch in den Rennleistungssport eingestiegen wären. Bei Lutz hatten meine Eltern deshalb noch aufmerksam verfolgt, ob er darauf Lust bekam. Bekam er aber nicht. Bei mir versuchten sie es gar nicht erst. Ich glaube, das war gut so.

Stattdessen verbrachten sie mit uns ganz gemütlich fast jedes Wochenende und oft die ganzen Ferien auf dem Vereinsgelände der Wuppertaler Paddler Gilde. Das liegt direkt am Beyenburger Stausee, wo die Wupper auf einen guten Kilometer aufgestaut ist. Damals wie heute durften die Vereinsmitglieder dort ihre Wohnwagen auf die Wiese stellen.

Diese Grünfläche spielt in meiner frühesten Erinnerung an diese Zeit eine wichtige Rolle, denn unser Wohnwagen stand ganz an deren Ende. Das war furchtbar, denn es bedeutete: Wann immer ich vom Wohnwagen zum Wasser oder zurück marschierte, musste ich an den Wohnwagen der Altvorderen des Vereins vorbei. Die saßen - statt aufs Wasser zu gehen - viel lieber in den Klappstühlen vor ihren Wohnwagen und zischten ein Bierchen. Und alle erwarteten, dass ich beim Vorbeigehen »Hallo« sagte.

Weil ich aber so schüchtern war, fühlte sich diese Hallo-Parade wie ein Spießrutenlauf an. Hätte mir einer damals prophezeit, dass ich später Vortragsredner werden würde, dem hätte ich ihm garantiert den Vogel gezeigt - wenn ich mich getraut hätte.

Auch meine Anfänge als Paddler waren nicht so vielversprechend.

Die Wupper in Gummistiefeln

In den 1970er Jahren wurden wir Kinder in Gummistiefeln ins Boot gesetzt. Heute stehen einem die Haare zu Berge, wenn man das hört, aber damals war das eben so. Prompt hing ich einmal mit den Stiefeln im Boot fest, als ich auf dem See mit den großen Kindern Kanupolo spielte und kenterte. Ich war nicht lange unter Wasser, vielleicht zehn Sekunden, aber in dem Alter fühlt sich das wie eine Ewigkeit an. Seitdem hatte ich Angst auf dem Wasser.



Schon früh auf der Suche nach Action statt Wanderpaddeln: Training an der Wupper bei Dahlerau 1981.

Aber noch waren wir mit meinen Eltern ja nur als Wanderpaddler unterwegs. Da bestanden die größten Herausforderungen darin, Bäume, die in den Fluss gefallen waren, zu umschippern, Wehre zu umtragen und

Weidezäune rechtzeitig zu erkennen, die Bauern quer über den Fluss gespannt hatten. Mehr Aufregung war nicht.

Auf dem Beyenburger See wurden meine Kreise dann aber doch langsam größer. Mit sieben Jahren paddelte ich schon mit Lutz und den anderen Zehn- und Elfjährigen zu den so genannten Gardinen hoch. Das war ein Fallwehr von vielleicht drei Metern Höhe, über das Wasser wie ein Vorhang hinabfiel. Unterhalb gab es eine Stelle, die ich als Stromschnellen in Erinnerung habe. Wahrscheinlich waren es gerade mal vier Steine mit Kehrwasser dahinter, aber das reichte uns Kindern, um stundenlang Kehrwasser-Fahren zu üben. Rein, raus, rein, raus.

Action mit Halbgöttern

Mit den Jahren hatten mein Bruder und ich die Nase voll von dem gemütlichen Stausee, wir waren hungrig nach Action. Der Wuppertaler Kanu-Club aber war damals von einer Generation geprägt, die das Paddeln nur noch als Vorwand nahm, sich am Wochenende zu treffen und ordentlich einen hinter die Binde zu kippen. Das wurde sogar meinen Eltern zu langweilig. Sie waren deshalb nicht schwer zu überreden, mit uns zum KC Hilden zu wechseln.

Beim KC Hilden gab es nicht nur eine aktive Wanderpaddler-Abteilung, sondern auch richtige Wildwasser-Übungsleiter. Die hatten eine Ausbildung vom Deutschen Kanu-Verband und Spaß daran, Kindern und Jugendlichen spielerisch etwas beizubringen. So etwas hatte es am Beyenburger See nicht gegeben. Lutz und ich waren happy.

Wir beide schauten zu diesen Übungsleitern auf, denn die konnten von eigenen Erfahrungen auf Wildwasser in der Eifel und darüber hinaus berichten. Sie waren für uns so etwas wie Halbgötter. Und manche gaben sich auch so.

Das Heimatgewässer des KC Hilden war zwar auch »nur« der Elbsee, ein Baggersee an der Stadtgrenze, aber das reichte vollkommen, um die Technik der Grundschläge wie Bogenschlag und Ziehschlag zu lernen. Und am Wochenende ging es dann an die Erft.

Warm und wild

Von Natur aus ist die Erft ein unspektakulär dahinplätschernder Wiesenfluss wie viele andere auch. Er wäre in Paddlerkreisen nicht der Rede wert, wenn nicht für den Braunkohleabbau in der Gegend jede Menge Grundwasser abgeleitet werden müsste. Das fließt seit den 1960er Jahren alles in die Erft. Deshalb führt sie das ganze Jahr richtig viel Wasser - doppelt so viel wie der anspruchsvolle Olympiakanal der Wildwasser-Strecke in Augsburg. Da ist also richtig was los.



Egal ob im Slalomboot oder im Auto - immer ab in die Fluten:
Vereinsausfahrt mit dem KC Hilden an den Perlbach bei Monschau/Eifel.

Was noch dazu kommt: Das Wasser ist das ganze Jahr warm. Denn mit dem Wasser werden zuvor die Kühltürme der nahen Kohlekraftwerke gekühlt. Der Fluss dampft im Winter richtig. Wenn wir im Winter beim Paddeln kalte Hände hatten, hielten wir sie einfach ins Wasser zum Aufwärmen. So konnten wir das ganze Jahr über auf der Erft trainieren. Und nicht nur wir.

An den Wochenenden waren die Parkplätze rund um die Erft rappellvoll, ein Paddlerauto an dem anderen. Auf dem Fluss verteilte sich das dann, denn die Strecke ist lang. Nur an den Hotspots wie dem Wiesenwehr sammelten sich viele. Dort fanden etliche Jahre Freestyle-Wettbewerbe statt, weil das Wasser an der Stelle eine Walze bildet, in der sich mit einem Boot richtig gut spielen lässt. Als ich mit dem Paddeln anfang, waren die Boote noch vier Meter lang – mit denen ist es viel schwerer, Tricks zu machen, als mit den kurzen Spielbooten von heute. Aber die Walze am Wiesenwehr war damals so mächtig, dass wir trotzdem so etwas wie einen Überschlag geschafft haben.

An solche Tricks verschwendete ich als Knirps natürlich noch keine Gedanken, vor allem nicht am Anfang. Denn noch hatte ich Angst auf dem Wasser.

Wenn wir mit unseren Übungsleitern die Erft hinunter fuhren, stieg ich vor lauter Angst vor so ziemlich jedem Wehr und jeder Stromschnelle aus und schleifte mein Kajak am Ufer entlang, um unterhalb wieder einzusetzen und mit den anderen weiterzupaddeln. Oder ich fuhr mit jemandem Päckchen, das heißt, ein erwachsener Paddler griff nach dem Süllrand meines Bootes und hielt mich fest, während wir gemeinsam diese Stellen runtertrieben. Nur so traute ich mich das.

Der Angst-Knoten

Ich weiß leider den Namen nicht mehr von dem Bekannten meiner Eltern, der sich ganz oft opferte und mit mir Päckchen fuhr. Ich bin ihm heute noch dankbar, dass er mich nicht drängte, allein zu fahren. Er blieb wahnsinnig geduldig.

Ein paar Monate später platzte der Knoten ganz von selbst. Danach war die Angst weg. Ab da fuhr ich alles allein. Ich war in meinem Element.

Lutz und ich waren ab da fast jedes Wochenende mit dem KC Hilden an der Erft. Mein Vater fuhr noch oft mit, weil er selbst ein bisschen ins Wildwasser-Fahren einstieg, meine Mutter nicht. Sie konnte sich nie mit Wildwasser anfreunden. Sie war auch alles andere als begeistert, dass ihre Jungs mit den Jahren immer schwerere Sachen fahren wollten. Sie hatte Angst um uns, war dagegen, während mein Vater uns gehen lassen wollte. Manchmal stritten sie richtig deswegen. Meistens durften wir dann doch gehen. Damals konnte ich meine Mutter nicht verstehen, heute bin ich ihr dankbar, dass sie uns am Ende doch vertraut hat.

Doch die ersten Jahre war von schwerem Wildwasser ohnehin noch keine Rede. Noch war nur die Erft unser Revier. Bis heute kenne ich jeden Stein, jede Welle dort, auch wenn sich manches über die Jahre verändert hat. Die größte Veränderung steht der Erft jedoch erst bevor: Der Tagebau Garzweiler wird verlagert und nicht mehr über die Erft entwässert werden. Sie wird sich zurückverwandeln in einen beschaulichen Wiesenfluss. Nix mehr Paddelparadies vor der Haustür.

Glücklicherweise gibt es auf dieser Welt jede Menge anderer Paddelparadiese. Die kannte ich damals - im Gegensatz zu den Jungs heute - maximal vom Hörensagen. Videos oder Artikel dazu gab es nicht. Das meiste, was ich

wusste, stammte von den Geschichten, die sich andere Paddler am Lagerfeuer des Vereins erzählten: von eigenen Heldentaten und von anderen, die angeblich so richtig schweres Wildwasser fuhren. Doch weder bei den Lagerfeuer-Geschichten noch bei den Gerüchten wusste man so recht, was davon wahr war. Auf jeden Fall machte das alles großen Eindruck auf mich. Und ich war überglücklich, als ich 1982 zum ersten Mal selbst ein solches Paddelparadies kennenlernen durfte.

Schlichtweg verrückt

Mein erstes Wildwassererlebnis außerhalb von Deutschland war bei einer Wildwasserwoche des Kanu-Verbandes NRW in Lienz/Osttirol - ein Paddelmekka. Klar fuhren wir noch die relativ einfachen Strecken: auf der Isel um Ainet herum, auf der Möll und der Drau. Aber ich leckte Blut.

Vor allem, weil an einem Abend Uli, ein Mitglied des Alpinen Kajak Clubs, vorbeischaute. Der AKC war damals ein sagenumwobener Verein. Er war zehn Jahre zuvor von Holger Machatschek gegründet worden als unkonventioneller Zusammenschluss von Paddlern, die auf schwerem Wildwasser unterwegs waren. Es gab und gibt bis heute keine Satzung, sondern nur das auf zwei Jahre limitierte Präsidentenamt - mit nahezu unbegrenzter Macht. Was dem AKC aber noch viel mehr seinen Sonderstatus in der Paddlerwelt verschafft. Das, was seine Mitglieder paddelten, hielten die meisten Verbands-Paddler für schlichtweg verrückt.

Und jetzt erschien da einer dieser Verrückten persönlich und hatte auch noch einen selbst gedrehten Film dabei.

Über die Grenzen

Uli war im Frühjahr in Korsika gewesen. Nach Einbruch der Dunkelheit zeigte er uns paar Jungs seinen aus der Hand gefilmten, wackeligen Super-8-Film. Für mich war das der totale Wahnsinn. WAS die Leute da paddelten und vor allem WIE sie paddelten – das war so ganz anders als das, was ich bisher aus dem Verein gekannt hatte.



1981 musste ich (links) mich noch ganz schön strecken, um ihm das Wasser zu reichen: Alfred Kuhr (rechts), der Fahrtenleiter, von dem ich beim KC Hilden am meisten gelernt habe.

Da dämmerte mir langsam, dass die Fahrtenleiter, die ich bis dahin für Halbgötter gehalten hatte, vielleicht nicht das Maß der Dinge waren. Und dass sie vorrangig das als »verrückt« bezeichneten, was sie selbst nicht in der Lage waren zu paddeln. Denn ich sah ja jetzt den Unterschied.

Keine Frage: Ich habe von meinen Fahrtenleitern beim KC Hilden viel gelernt, besonders von Alfred Kuhr. Er hatte sich nie als »Halbgott« aufgespielt, ihm ging es stets darum, die Freude am Paddeln weiterzugeben. Ich habe absolute Hochachtung vor dem, was er mir beigebracht hat, und davor, dass er mit inzwischen über 90 Jahren immer noch mit seinem Uralt-Taifun auf dem Rhein unterwegs ist. Der Taifun von der Firma Prijon war 1982 auf den Markt gekommen und läutete eine Revolution im Wildwasser-Sport ein: aus HTP druckgeblasen und fast unkaputtbar. Vorher waren die Boote aus Glasfaser gewesen, die nach jedem heftigeren Steinkontakt erst einmal repariert werden mussten. Ein neues Level wurde möglich.

Dass Alfred dieses Boot heute noch fährt, ist sinnbildlich für den Stand der Vereinspaddler damals. Sie gaben innerhalb des Vereins weiter, was sie gelernt hatten. Voran trieben sie den Sport nicht. Das taten Paddler wie die vom AKC.

Die gingen über Grenzen. Und das wollte ich auch.

GO BIG OR *go home*

Klar bestand mein Leben in jungen Jahren nicht nur aus Paddeln. Ich marschierte erst mal in die Schule, auch wenn die mir, solange ich mich erinnern kann, nie Spaß machte. Ich fand das meiste, was ich da lernen sollte, nutzlos und manches sogar echt daneben. Die Schulzeit habe ich trotzdem in guter Erinnerung, aber mehr, weil wir eine schöne Clique hatten, vor allem in der Realschule.

Ich hatte nämlich auf dem Gymnasium die Versetzung von der siebten in die achte Klasse nicht geschafft wegen Fünfern in Englisch und Französisch. Ich hatte die Wahl: Entweder ich ging auf die Realschule runter oder ich wiederholte die Klasse auf dem Gymnasium – darauf hatte ich aber überhaupt keine Lust. In dieser Zeit hatte ich fast nur ältere Freunde. Und dann sollte ich mit lauter »Kleinen« in eine Klasse gehen? Nee!

Also blieb nur die Realschule, weil dort Französisch nicht versetzungsrelevant war und ich direkt in die achte Klasse einsteigen konnte. Meine Eltern sahen das ziemlich entspannt: »Du kannst immer noch auf das Gymnasium zurück wechseln oder dein Abitur auf dem zweiten Bildungsweg machen.«

Ich hätte von den Noten her tatsächlich am Ende der Realschule auf das Gymnasium gehen können. Ich wollte aber nicht. Ich hatte erst mal die Nase voll von Schule.

Einfach nur schrecklich

Meine Eltern haben mir auch nie vorgeschrieben, was ich mal werden soll. Zumindest nicht direkt. Was sie sich wünschten, bekam ich trotzdem mit: Mehr als einmal erzählten sie mir und meinem Bruder, wie gerne mein Vater Maschinenbau studiert hätte, wenn das Geld dafür da gewesen wäre. So reichte es »nur« für eine Ausbildung zum Maschinenbautechniker. Er hatte es bis zum Produktionsleiter gebracht, aber der Stachel blieb. Und so sollten wenigstens seine Söhne studieren. Ist leider nichts daraus geworden.



Da war die Welt an Papas Arm noch in Ordnung: mein Bruder Lutz (rechts) und ich (links).

Nach dem Realschulabschluss wusste ich eigentlich nicht, was ich tun sollte. Aber zum Leben braucht man nun mal Geld. Meinen Eltern oder sonst wem auf der Tasche liegen, das ging gar nicht. Also musste ich irgendwas machen. Dann eben eine Lehre zum Industriemechaniker.

Doch mit Antritt der Lehre begann die fieseste Zeit meines Lebens.

Wir Auszubildenden wurden wie die kleinen Deppen behandelt. Der Meister thronte selbstzufrieden auf seinem Kommandostand hoch über der Industriehalle voller Fräs- und Drehmaschinen und las stundenlang BILD-Zeitung. Und wenn er sich mal herabließ, zu uns runterzukommen, machte er regelmäßig einen von uns zur Minna. Hätte ich nicht schon vorher ein Problem mit Hierarchien gehabt, hätte ich es spätestens in dieser Zeit entwickelt.

Es lag aber nicht nur an diesem Meister, dass ich mich nicht wohl fühlte. Auch die Kollegen waren nicht meine Welt. In den Pausen ließen sie die Schnapsflasche rumgehen und prahlten mit ihren Bums-Geschichten. Andere Gesprächsthemen gab es nicht.

Am Ende der Lehrzeit hätte ich am liebsten gleich aufgehört, aber ich brauchte Geld für die nächsten Reisen. Ich ging also zum Personalchef und sagte ihm, dass ich noch vier Monate arbeiten will. Dann aber würde ich die Fliege machen.

Als er mich fragte, warum ich nicht weitermachen wollte, erklärte ich ihm: »Ich finde es Wahnsinn, bis zur Rente hier vierzig Wochenstunden und mehr zu arbeiten und dann am Wochenende zu kaputt zu sein, um Spaß zu haben.«

Zu meiner Überraschung erwiderte er: »Herr Obsommer, das kann ich verstehen. Ich würde liebend gerne in der Firma die 36-Stunden-Woche einführen. Die Leute könnten

vier Tage jeweils neun Stunden arbeiten und dann den Freitag oder den Montag frei haben.«

Und noch überraschter war ich, als er sagte: »Aber das mache ich nicht.«

Nicht meine Welt

»Sehen Sie sie an«, fuhr der Personalleiter fort und wies durch sein Bürofenster nach draußen. Dort schlurften gerade einige der Arbeiter sichtlich lustlos in die Werkhalle gegenüber: »Ich weiß doch, was die dann machen. Die holen sich noch einen Nebenjob für Freitag und Samstag. Und bei uns kommen sie dann Montag morgen müde angekrochen. Warum das alles? Nur, damit sie sich noch größere Alufelgen für ihren Golf GTI oder den noch größeren Fernseher kaufen können. Das sind Facharbeiter, die verdienen leicht genug, um ihre Familien zu ernähren. Aber sie wollen immer noch mehr.«

Er klang bitter, aber ich musste ihm recht geben, denn die meisten meiner Kollegen waren so drauf. Ich sag' ja: nicht meine Welt.

Aber wenn nicht als Industriemechaniker arbeiten, was dann? Das wusste ich nicht. Auf die Idee, irgendwie mit Kajakfahren mein Geld zu verdienen, wäre ich damals nie gekommen. Kajakfahren war mein Hobby. Eines, das ich total gerne machte, in das ich viel Zeit investierte und für das ich Geld brauchte. Also musste ich arbeiten. Am besten etwas, für das man mehr Geld bekommt, damit man kürzer arbeiten muss und noch Zeit für das Hobby hat. Und mehr Geld bekommt man, wenn man eine gute Ausbildung hat. Okay, dann würde ich eben auf die Fachoberschule gehen, das Abi machen und dann Maschinenbau studieren oder so.

Echt noch mal Schule, obwohl ich damals so froh gewesen war, aus ihr herauszukommen?

1:0 für Pragmatismus

Na ja, ich bin ein schrecklicher Pragmatiker. Ich dachte mir: Das muss halt jetzt. Und das mit dem Abi hat dann auch funktioniert, ich hätte mich umgehend für das Studium einschreiben können. Da war dann nur noch ein kleines Problem: Damals gab es noch die Wehrpflicht. Irgendwann würden sie mich einziehen. Also schaute ich mir den Laden mal an.

Nach einem Info-Wochenende in Bonn war mir klar: Bundeswehr ist nicht mein Ding. Die Vorstellung, dass mich einer zur Schnecke macht, weil ich mein Hemd nicht ordentlich zusammengelegt habe, ging gar nicht. Also verweigerte ich den Wehrdienst.

Zivildienst hieß 1991: 15 Monate in einer sozialen Einrichtung arbeiten. Um Hierarchie-mäßig nicht vom Regen in die Traufe zu kommen, schaute ich mir die verschiedenen Einrichtungen aber lieber vorher an: ein Krankenhaus, das THW, das Rote Kreuz. Aber das waren auch ziemliche Hierarchie-Mühlen. Damit wäre ich nicht klargekommen. Was also stattdessen?

Jemand hatte mir erzählt, dass man bei uns in Haan als Zivi ambulante Altenpflegebetreuung machen kann. Das hörte sich entspannter an, also bewarb ich mich da. Die freuten sich richtig über meine Bewerbung, denn der, den sie zuvor dafür hatten, war vom Stamme »Komm ich heut' nicht, komm ich morgen«. Das ging bei dieser Stelle gar nicht, denn die alten Leutchen waren ja darauf angewiesen, dass zuverlässig jemand vorbeikam. Da mein Vorgänger ein Abiturient frisch vom Gymnasium gewesen war, dachten sie bei mir wohl: »Der hat eine Berufsausbildung abgeschlossen. Der weiß, dass man morgens aufstehen muss. um seine Arbeit zu verrichten.« Also hatte ich den Job.

Und weil die Leute von der Diakonie gemerkt hatten, dass so ein Zivi auch mal im Urlaub oder krank ist, wollten sie die Stelle doppelt besetzen. Sie fragten mich, ob ich nicht noch jemand wüsste. Da Stefan Butz, einer meiner besten Freunde, auch gerade auf der Suche nach einer Zivi-Stelle war, teilten wir uns den Job.

Das war der Anfang einer glorreichen Zeit.

Spaß ohne Idioten

Zum ersten Mal in meinem Leben erfuhr ich: Man kann Spaß an der Arbeit haben und dabei nicht hauptsächlich auf Idioten treffen.

Meine neuen Kollegen waren Gemeindeschwestern. Die nahmen mich zu den alten Menschen mit, um sie zu versorgen. Die Schwestern merkten schnell, dass ich meine Arbeit zuverlässig und ordentlich machte. Bald durfte ich deshalb sehr viel selbstständig tun und allein die Grundversorgung übernehmen. Dieses Vertrauen zu bekommen, war schön. Auch die Leute, die ich pflegte, und deren Angehörige waren voll zufrieden.

Stefan und ich machten diesen Job gerne und taten mehr, als wir mussten. Eine der Omas wollte zum Beispiel so gerne mal wieder über die Grenze nach Holland zum Einkaufen. Ich weiß nicht mehr, was sie dort wollte, aber sie war todtraurig, dass sie nicht mehr selbstständig hinfahren konnte. Also liehen wir uns den Bus der Gemeinde und fuhren mit ihr hin, zusammen mit fünf anderen Omas, die gerne mitwollten.

Wir waren beliebt und galten als super zuverlässig. Ich glaube, das war der Grund, warum sich nie jemand beschwerte, dass wir ab und zu mal morgens mit einer Fahne aufgetaucht sind. Diese Zivi-Zeit war nämlich auch eine ziemlich wilde Zeit.

Spaß ohne Ende

Stefan und ich hatten für die Zeit des Zivildienstes von der Gemeinde mitten in Haan eine Wohnung gestellt bekommen. Die bestand aus einem Riesenraum, in dem wir beide pennten, plus Küche, Bad und Abstellkammer. Das war perfekt für uns, denn im Gegensatz zu heute gab es im Zentrum von Haan damals noch ziemlich viele Bars und Kneipen. Dementsprechend war unser Leben. Und oft ging die Party nach der Sperrstunde bei uns noch weiter.

Außer uns wohnte in diesem Haus nur eine 80-jährige Ordensschwester. Zu unserem und ihrem Glück war sie schon ziemlich taub. Nur ein einziges Mal stand sie – im Nachthemd und ohne Zähne – vor unserer Tür, ob wir nicht ein bisschen leiser sein könnten.

Trotzdem blieb unser Party-Leben nicht unbemerkt: Unter unserer Wohnung befand sich der Gemeindecindergarten. Die Eltern, die morgens ihre Sprösslinge in den Kindergarten brachten, machten große Augen, wenn da eine Horde von Heavy-Metal-Typen in knallengen Jeans und zerrissenen Turnschuhen aus der Eingangstür geschlappt kam.

Die Gemeinde ließ uns dennoch gewähren, weil wir unsere Arbeit immer korrekt machten und uns da absolut nichts zuschulden kommen ließen.

Spaß mit Grenzen

Wir haben es diese 15 Monate echt krachen lassen. Uns war beiden klar: So unbeschwert würden wir das nie mehr tun können. Die Zeit war begrenzt, der Job war nicht schwer und stundenmäßig überschaubar, weil wir uns die Stelle ja teilten. Richtig ballern mussten wir nur, wenn der

andere nicht da war. Wir konnten uns über einen gut bezahlten Pizza-Taxi-Service etwas dazu verdienen. Dieses Geld investierten wir zum gehörigen Teil in die Haaner Kneipenszene, der Rest reichte, damit ich weiterhin am Wochenende und im Urlaub paddeln gehen konnte.

Trotz der ganzen Feierei war ich echt fit damals: regelmäßiges Krafttraining, dreimal die Woche Kajaken an der Erft, dreimal kilometerweit joggen, dreimal ambitioniertes Training bei der Handball-Abteilung des Haaner Turnverein 1863 und an den Wochenenden Ligaspiele. Mit dem Handball hatte ich mit sieben oder acht Jahren angefangen. Das machte mir nicht nur wahnsinnig viel Spaß, ich war auch gut: Ich schaffte es bis in die Niederrhein-Auswahl. Da die Spiele immer im Winterhalbjahr waren, vertrug sich das mit meinen Paddel-Wochenenden in der Regel prima.

Stefan war dagegen schon eher der Hänger-Typ. Ich wurde mehr als einmal morgens wach, weil es so nach Zigarettenrauch stank. Das erste, was Stefan morgens machte, war nämlich, sich eine Kippe anzuzünden und wir schliefen ja im selben Raum. Heute ist das für mich unvorstellbar, ich glaube, ich würde ihn gleich erschlagen, aber damals war es schon in Ordnung so.

Der Zivildienst endete im Januar. Mein Plan war, zum Wintersemester in Wuppertal mit Maschinenbau anzufangen. Genug Zeit also, um mir dazwischen noch einen Traum zu erfüllen.

Auf der Suche nach Freiheit

Ich war bis dahin mit dem Kajak viel in den Alpen, auf Korsika und in Norwegen unterwegs gewesen. Aber ich wollte einmal so richtig weit weg. Und seit ich mit 17 Jahren den AKC-Film über die Erstbefahrung des